Der Fuchs von Hesselrode

Roman von L. Haidheim.

„Seit wann bist Du denn auf einmal so viel besser als ich, mein Lieber?" höhnte Bodo. Dann aber, wieder bemüht, auf gütlichem Wege zum Ziel zu gelangen, fügte er hinzu: „Alter, die Kleine will mich ja bessern! Sie hat es sich allen Ernstes vorgenommen, und was ein Weib aus einem Mann im Guten und Schlimmen machen kann, das soll ja in's Unglaubliche gehen."

„Er lügt, er heuchelt! Jedes Wort ist Falschheit!" sagte sich Heinz. Und daß ihm dies geschah, daß er Bodos schlimmsten Charakterzug heute gegen sich selbst gerichtet fand, das war ihm, als hätte der Bruder ihm ein Messer in's Herz gebohrt. Aber um so weniger sollte es Bodo gelingen.

„Laß es genug sein. Du kennst mich!" sagte Heinz finster und machte eine Handbewegung, die so viel hieß als: „Ich will nichts mehr von der Sache hören."

Bodo war an das Fenster getreten. Er sagte sich mit einem geheimen Erstaunen über sich selbst, daß er das, womit er seinem Bruder gedroht, noch nie zuvor gedacht. Jetzt war es ihm, als habe er, vermöge seiner größeren Schlauheit, instinktiv ein feines Spiel gespielt und alle Treffer in der Hand! Gleich heute Nachmittag sicherte er sich Helia, und dann mußte der gute Heinz zahlen — Alles baar auszahlen, eine halbe Million auf einem Brett! Er wollte nicht solch' ein Narr sein, sich noch länger bevormunden zu lassen!

„Also, ich habe die Trümpfe in der Hand!" dachte er noch einmal. Zu Heinz sagte er gelassen, das Gespräch noch einmal rekapitulirend: „Ich wünsche nicht mit Dir zu streiten, lieber Alter, aber ich bin ebenso entschlossen, meine Stellung zu wahren. Eine halbe Million baar sicherst Du mir zu, und binnen zwei Monaten, oder, wenn Du lieber willst, vier Wochen, ist die Kleine meine Frau. Weigerst Du Dich, so zwingst Du mich, meine Chancen lediglich für mich auszunutzen. Du wirst dann Derjenige sein, der von meinem Gerechtigkeitssinn eine Abfindung erbitten muß, die zu fordern Du nicht einmal ein Recht hast, die ich Dir aber mit Zustimmung meiner Frau bewilligen werde."

„Bodo, schweig! Keine Silbe weiter!" donnerte Heinzens Stimme in die kaltblütige Rede des Anderen hinein.

Noch nie war der Fuchs vor einem Menschen erschrocken, Feigheit gehörte nicht zu seinen Fehlern, in diesem Augenblick stockte ihm aber doch der Herzschlag, und er wurde kreideweiß, ja er hob, wie um sich zu decken, den gebogenen rechten Arm über seinem Kopfe.

Doch ebenso schnell schleuderte Heinz den marmornen Briefbeschwerer, den er vom Schreibtisch aufgegriffen hatte, in die fernste Ecke des Zimmers, wo er in Stücke zersprang.

„Geh'! Geh' sofort! Ich will kein Wort mehr hören!" keuchte er und zeigte dabei mit so gefährlich funkelnden Blicken nach der Thür, daß Bodo wirklich schweigend ging.

Aber an der Thür konnte er es doch nicht lassen, sich noch einmal umzuwenden.

„Ich hoffe, Du wirst in ein paar Stunden vernünftig geworden sein!" sagte er mit der vollen Sicherheit, daß er das Spiel in der Hand hielt.

Als er über den Hausflur schritt, sah er einen Wagen, mit Koffern und Kisten bepackt, auf den Hof fahren.

„Nun schlag' doch gleich das Wetter drein, das ist die Tante!" rief er, auf das Unangenehmste berührt.

Richtig, der Wagen fuhr vor das Haus, zwei Damenhüte wurden sichtbar.

Mit wenigen raschen Schritten war Baron Bodo an seiner Thür, verschwand dahinter und schob den Riegel vor.

„Mag er sehen, wie er mit den alten Schachteln fertig wird!" murmelte er und horchte.

Ein scharfes Klingeln hallte durch's Haus. Das war Heinzens Glockenzug. Da liefen auch Martin und Jobst herbei und da—wahrhaftig, Heinz kam schon die Treppe herab, half den Damen aus dem Wagen und führte sie hinauf.

„Ich speise nicht mit, Jobst," sagte Bodo zu dem Diener, den er, als die Gäste und Heinz verschwunden waren, leise herbei rief. „Sagen Sie, ich sei direkt von meinem Bruder weg auf die Entenjagd gegangen.—"

Mag der Alte sich mit ihnen allein abquälen!" dachte Bodo nicht ohne Schadenfreude. „Das macht ihn mürbe. Kommt mir ganz gelegen. Ich werde die Kleine inzwischen zu treffen suchen und sie so in mich verliebt machen, daß sie sich für ein Glückskind hält, wenn ich sie zur Baronin v. Hesselrode erhebe.—Bah, die Weiber! Man muß sie nur kennen lernen und zu nehmen wissen!"

10. Kapitel.

Die Haushälterin in Ordabrunn lief brummend und scheltend in der Küche auf und ab. Kaum waren nach der Abreise des vielen Herrenbesuches die Zimmer in Ordnung gebracht, so kamen nun gar Damen! Eine Frau Tante und mit ihr eine Jüngere, die sicherlich Herrin auf Ordabrunn werden wollte!

Trotz ihrer Unruhe und ihres Aergers sorgte sie aber doch für ein verständiges Mittagsbrod und schlich sich dann aus der Küche herauf, um heimlich durch die Thürspalte sich die „Zukünftige" des gnädigen Herrn anzusehen, welche das ganze Dienstpersonal in Aufregung versetzte.

Na, die Schönste war die freilich nicht! Aber gewiß hatte sie Geld!

Ein blasses Gesicht, nicht hübsch, nicht häßlich, blaue helle Augen, die blonden Haare überaus schlicht gescheitelt und hinten am Kopf in einen Knoten gedreht, dazu einen ganz einfachen Anzug, ohne jeden Besatz.

Der Hausherr machte bei der Schwester seiner verstorbenen Mutter den aufmerksamen Wirth. Er merkte wohl, die Tante Helene sah ihn heimlich beobachtend immer wieder an, offenbar gewahrte sie seine Traurigkeit; aber er konnte es nicht ändern, es war ihm völlig unmöglich, sich heiter und erfreut zu zeigen.

Auch ihrer Begleiterin, Marie v. Leufink, einer entfernten Verwandten aus einer anderen Linie, entging es nicht, daß er sich mühsam zu beherrschen suchte.

Und während er sanft und freundlich mit seinen Gästen sprach, zuckte und zitterte in seinem Herzen eine Aufregung, die ihn fast wahnsinnig machte. „Ich habe die Kleine sicher! Liebe? Na, zum Heirathen gerade genug!" So hatte Bodo von ihr—von Helia gesprochen! Und er hatte dies anhören müssen!

Aber hatte er nicht selbst zu allererst den Gedanken gefaßt, Bodo sollte sie heirathen? Bodo, den er so genau kannte, und vor dem er doch heute gestanden, als sähe er zum ersten Male des Bruders falsche Natur!

Ja, es war wirklich das erste Mal! Blind ihn liebend, immer beschönigend, allezeit ausgleichend, war er neben ihm hergegangen, ganz achtlos, daß Bodo von ihm nur immer forderte, empfing und wieder forderte, daß er niemals seinerseits auch nur die geringste Pflicht anerkannte.

Und diesem Bruder hatte er Helia gezeigt und ihm gesagt: „Heirathe sie, wir sind nicht sicher, daß wir den Prozeß gegen sie gewinnen!" Helia! die er selbst liebte, die er geliebt hatte, seit er sie sah! Jetzt wußte er dies ganz genau! Unglücklicher, verblendeter Thor, der er gewesen war, das nicht gleich zu erkennen!

Und doch, erkannt hatte er es, nur sich selbst durchaus betrügen wollen. Es sei nur ein flüchtiger Rausch, so redete er sich ein und ging Helia aus dem Wege. Dann aber, in jener Nacht, als der Nordmannshof abgebrannt war, kam es über ihn wie ein Sturm. Er kämpfte ihn nieder; kein Mensch durfte ahnen, welcher Thor er war, dies Mädchen zu lieben, das ihn haßte, verabscheute, und dem er sein Erbe aus den kleinen, schwachen Händen gerissen!

Und nun kam Bodo und sagte zu ihm: „Ich bin ihrer sicher!" und zeigte sich ihm in derselben Minute so niedrig, so gemein!

So wogten die Gedanken in ihm stürmisch hin und her. Endlich war das Mittagsessen vorüber; er wußte gar nicht, daß er die letzten zehn Minuten in tiefstem Schweigen auf seinen Teller gestarrt hatte.

Die Damen erhoben sich.

„Gelegentlich möchte ich Helia v. Wichardt besuchen," sagte Marie v. Leufink. „Wir hörten, sie verkehrt mit Euch, und ihr Drei gebt der ganzen Welt ein erbauliches Beispiel von objektiver Haltung feindlicher Mächte."

„Kennst Du Helia?" fragte Heinz mit zuckenden Lippen.

„Ich verließ das Pensionat, als sie etwa zehn Jahre alt sein mochte, aber wir waren damals sehr gute Freundinnen."

„Ich werde anspannen lassen, sobald Ihr hinüber zu fahren wünscht," sagte Heinz. „Mich entschuldigt Ihr wohl!"

„Ist es weit? Wir hörten, man könne die Strecke bequem gehen."

„Freilich. Es sind nur zwanzig Minuten."

„Wie gefällt Dir Helia, Heinz?" fragte Marie v. Leufink arglos.

„Sehr gut. Aber mit der Objektivität von Fräulein v. Wichardt ist es nicht weit her; sie haßt mich, und ich verdenke es ihr nicht," war seine Antwort. Er nahm sich dazu zusammen, denn die scharfen Augen der Tante ruhten auf ihm.

* * *

Der Fuchs lief, die Entenflinte auf dem Rücken, im Felde und an den Mühlenteichen umher, ohne zum Schuß zu kommen.

Das aufgegebene Mittagsessen ärgerte ihn jetzt; daß er weggelaufen war, auch. „Ich hätte mich gegen die beiden alten Schachteln angenehm gemacht, Heinz wäre mir dankbar gewesen, und wir lenkten von beiden Seiten ein," dachte er. „Dem alten Solling kann ich nicht in die Suppe fallen! Aber nach dem Essen, wenn der Alte schläft, dann hole ich Helia zu einem Spaziergang ab, sie wird mir dankbar sein, daß ich mich ihrer Einsamkeit erbarme, und dann—"

Seine Gedanken stockten, sein Athem auch. Ein offener Wagen, den er schon länger gesehen, aber nicht beachtet hatte, war jetzt ganz nahe bei ihm und darin saß—Adele Castaroni.

„Abgefaßt!" dachte er, und in derselben Sekunde lachte sie in ihrer, ihm nur zu wohlbekannten fröhlich neckenden Weise auf, die er immer so gerne gehabt, und rief, als ob sie ihm den Gedanken aus der Seele lase: „Abgefaßt, Baron! Gefangen! Ergeben Sie sich auf Gnade oder Ungnade!"

Er hatte sie geliebt, wie er eben zu lieben vermochte; Heinz trennte sie Beide, und Bodo war es zufrieden gewesen; jetzt fühlte er dennoch ihren Blick wie eine langentbehrte Wonne, ihr Lachen klang ihm bezaubernd. Er dachte plötzlich, er habe, seit er Adele aufgegeben, ein schrecklich langweiliges Leben geführt. Zugleich aber sagte er sich: „Zum Teufel, was will sie? Ungelegener konnte sie mir gar nicht kommen!"

„Wohin, mein Fräulein?" fragte er also, sich mit kühler Ruhe waffnend und den Hut lüftend.

„Wohin? Zu Ihnen! Das heißt, eigentlich müßte mein Besuch Ihrem Bruder gelten!"

Er sah sie stumm vor Ueberraschung an, und dieselbe war keineswegs eine angenehme.

Ganz mechanisch erwiderte er: „Welche Ehre!"

„Ich denke, lieber Baron, Sie werden in zehn Minuten nicht nur sagen: welche Ehre! sondern auch: welche Güte! Sie werden diese Hand küssen, in der Ihr ganzes Wohl und Wehe liegt! Ich will aussteigen; was ich Ihnen zu sagen habe, kann hier ebenso gut geschehen, wie im Schlosse von Ordabrunn, und ich bestehe nicht darauf, Ihren tugendhaften Bruder zu sehen!"

Sie befahl dem Kutscher, zu warten, nahm Bodos Arm, und er ließ sich von ihr mehr führen, als daß er sie führte.

Sie hatte ihn überrumpelt. Der erste Triumph! Er hatte sie durch seine Willenlosigkeit gegenüber dem Bruder unaussprechlich beleidigt; seine Strafe lag jetzt in ihrer Hand, aber sie hatte Grund, auf ihre Rache zu verzichten und nur an ihren Vortheil zu denken.

„Was wollen Sie eigentlich, Adele?" brach er endlich das Schweigen in mißlaunigem Tone.

„Ihnen sagen, lieber Bodo, daß ich in der Lage bin, Sie den Prozeß um Ordabrunn gewinnen zu lassen."

„Sie?" rief Bodo aus. „Entschuldigen Sie, Adele, ich muß lachen, so naiv können Sie doch unmöglich sein, zu denken, daß—?"

„Was ich denke, ist das:" gab die Dame ruhig zur Antwort. „Die Barone von Hesselrode brauchen für ihren Prozeß einen unwiderleglichen Beweis, daß der verstorbene Freiherr v. Questenhorst schon wahnsinnig war, als er sein Testament machte."

„Richtig!" bestätigte Bodo.

„In meinem Besitz sind Briefe Ihres Vaters, welche diesen Beweis enthalten," fuhr die Schauspielerin siegesgewiß fort.

„Woher haben Sie die? Wir vermutheten immer, daß er die Sachlage am Genauesten gekannt haben müßte."

„Das ist außer allem Zweifel! Diese Briefe sind aber nicht nur unanfechtbar als Aufzeichnungen des nächsten Verwandten und Hausfreundes, sondern sie enthalten auch das Gutachten eines Arztes."

„Adele! Geben Sie mir die Briefe, lassen Sie mich sie sehen!" rief Bodo, ganz Feuer und Flamme.

„Ich werde mich hüten! Meine Erfahrungen mit dem Fuchs von Hesselrode mahnen zur Vorsicht."

„Adele! Sie wissen, daß ich von meinem Bruder abhängig war—"

„Jawohl, er belastete Hesselrodeburg bis auf die äußerste Grenze mit einer letzten Hypothek, um Ihre Spielschulden zu bezahlen, er forderte dafür unsere Trennung. O, ich bin ganz vernünftig, Bodo, ich sah ein, wir mußten scheiden."

„Und Sie hatten gerade damals so viel glänzendere Aussichten," sagte er spöttisch.

„Ihr Bruder hielt es für passend, diese Annahme als Thatsache zu betrachten und Ihnen als solche zu erzählen."

„Alle Welt weiß, daß es so war!"

„Hat sich alle Welt niemals betrogen? Glauben Sie, daß ich diesen kleinen Alboni nicht hätte fesseln können, wenn ich gewollt hätte!"

Freilich, das glaubte er! So viel Macht und noch viel mehr traute er ihr zu. Dieser kleine Graf mit seinem vielen Geld war eben nicht der Klügste, und sie hätte ihn also sicherlich einfangen können, wenn sie es darauf angelegt hätte. Warum hatte sie es nicht gethan? Etwa aus Liebe zu ihm? Nein, der Gedanke war lächerlich.

„Geben Sie mir die Beweisstücke, Adele! Dazu sind Sie ja doch gekommen!" drängte er.

„Dazu kam ich, ja! Aber was nützt es mir, mit Ihnen allein zu verhandeln? Ich traue Ihnen nicht mehr, Bodo! Sie konnten mir schwören, was Sie wollten, ich glaube Ihnen nur, wenn Heinz sein Ehrenwort dazu legt."

„Abscheulich!" knirschte Bodo.

„Du hast's gewollt!" sagte sie ernst. „Es ist so! Zwischen uns Beiden sind alle Illusionen zerrissen, zerstört, wir kennen uns, Bodo!"

„Woher hast Du diese Briefe, wenn Du mir nur das sagen wolltest?"

„Woher? Ich könnte jede beliebige Lüge sagen, aber der Wahrheit die Ehre, ich weiß es selbst nicht! Der Kasten war plötzlich nach dem Brande unter meinem Gepäck—Aber was wirst Du so blaß?"

„Es sind die Briefe meines Vaters an—"

„An die unglückliche Freifrau v. Questenhorst. Ganz richtig! Und außerdem die von ihr an ihn! Sie klagt ihm darin ihres Mannes Sonderbarkeiten."

Er ging neben ihr her in einer Aufregung ohne Gleichen. Wenn er die Briefe hatte, dann war es nicht nöthig, daß er sich an Helia band, dann—

Aber Adele heirathen? Ohne Zweifel würde sie diese Bedingung stellen!

Wie konnte er die Briefe von ihr verlangen, ohne sie zur Frau nehmen zu müssen?

11. Kapitel.

Helia hatte sich die kleine Schneiderin aus dem Dorfe bestellt und diese am Morgen vergeblich erwartet. Um Mittag kam sie endlich angehumpelt, aber nicht so sonnig lachend, so fröhlich wie sonst, sondern blaß und bedrückt, so daß Helia sofort fragte: „Was ist Ihnen, Dora?"

Das Nähdortchen faltete aufgeregt die Hände ineinander und flüsterte: „O, gnädiges Fräulein, was hab ich erlebt! Welches Unglück für Sie, wenn's heraus kommt!"

„Für mich? Für mich, Dortchen? Was darf nicht herauskommen?" zitterte es von Helias Lippen. „Betrifft es etwa meinen Prozeß?"

„Ja, gnädiges Fräulein. Aber die Dreves will's Ihnen selber sagen, ich soll Sie schicken. Wenn's sich nicht gerade so getroffen hätte, daß ich hierhin mußte, so—"

„Ich will hin! Ich will sofort hin!" rief Helia in großer Aufregung.

„Nicht jetzt, gnädiges Fräulein! Ach, das ist ja gerade, was die Dreves so ängstigt, daß es herauskommt mit dem Kasten, und dann ist Alles verloren! Ganz heimlich sollen Sie kommen, Keiner darf es wissen—vielleicht könnte ja noch Rettung sein! Wenn's aber ein Mensch erfährt, der Ihnen nicht gut ist, so ist Alles verloren."

„Ja, was soll ich denn aber anfangen? Ich habe keine Ruhe mehr! Die Angst macht mich ganz verwirrt. Was sagten Sie da von einem Kasten, Dortchen?" stammelte Helia.

„Mit Papieren! Mit Briefen! Die Dreves wird Ihnen Alles ausführlich erzählen."

„Ach, Dortchen, wenn ich diesen unseligen Prozeß verliere!" schluchzte Helia. „Hätte man mich doch aufwachsen lassen, wie ein armes Mädchen! Dann hätte ich gelernt, mir selbst zu helfen, zu arbeiten wie Andere auch."

Sie lief im Zimmer auf und ab. Alle Qual und Aufregung dieser unseligen Erbschaftsgeschichte kam wie eine undurchdringliche Wolke über sie, und zugleich ein unbeschreiblich elendes Gefühl, eine tiefe Demüthigung, daß sie so jammervoll abhängig war von Geld und Gut. Lieber doch keinen Pfennig haben, lieber doch in einer fremden Stadt für Geld einen Dienst suchen, als so sich zur Beute machen für jede unedle Leidenschaft, die das Geld erregt!

Dann mußte Helia hinunter zum Essen.

Sie ging in einer unbeschreiblichen Stimmung. Ach, sie war so müde dieses Elends hier! Elend erschien ihr dies freud- und arbeitslose Leben bei ihrem alten Beschützer; elend Alles, was mit dem Prozesse zusammenhing.—

Nach dem Essen konnte sie unbemerkt fort. Um allen Argwohn zu vermeiden, schlug sie die Richtung nach dem Walde ein und kam so erst auf weitem Umwege zur Dreves.

Die Frau sah ganz verfallen aus; Helia fand sie in Tücher eingehüllt, fröstelnd in ihrer Stube an dem Tische sitzend, der unter dem Bilde ihrer Herrin stand.

„Da sind Sie ja!" sagte die Dreves, und helle Thränen stürzten ihr über die schmalen Wangen.

„Ja, da bin ich! Was für ein Unglück ist es, das ich hören soll? Betrifft es den Prozeß, Frau Dreves, so sollen Sie wissen, daß ich ihn lieber verlieren, als so weiter leben will!" war Helias sehr entschiedene Antwort.

„Sie werden ihn auch verlieren, gnädiges Fräulein, da hilft nun nichts mehr! Es kommt Alles, wie es kommen soll!"

„Ich bitte Sie inständig, sagen Sie mir, warum Sie mich rufen ließen! Ich halte es nicht länger aus!" bat Helia.

„Ach ja, setzen Sie sich nur, gnädiges Fräulein! Sie müssen es ja doch wissen!" Dabei zog die Dreves einen Stuhl heran, und so saß Helia nun neben ihr, dem Bilde gegenüber.

„Sehen Sie," begann die Dreves dann aufgeregt, „ein Engel war sie, meine liebe, gnädige Frau. Kinder hatte sie nicht, das war dem Freiherrn wie ein Dorn im Fleisch; die Liebe, die zu Anfang zwischen ihnen war, ging allmälig zu Grunde, das hatt' ich viel eher weg, als das arme Lamm da.— Ich war mit ihr aufgewachsen, wir waren Nachbarskinder, und in dem schönen Garten, worin sie wohnten, hatten wir als Kinder zusammen gespielt. Dann lernt' ich das Schneidern und Frisiren und dann, als sie heirathete, da fragte sie mich, ob ich mit ihr wollte, aber es ginge auf's Land. Ob ich wohl wollte! Natürlich! Und so wurde ich auch fernerhin ihre Vertraute, ihre beste Freundin.

Sechs Jahre war sie schon verheirathet, da fing der Freiherr an viel von einem Erben zu sprechen; die Frau weinte heimlich, denn er war so sonderbar mit ihr, und immer, sowie sie zusammen waren, fing er dieselbe Geschichte an, er wollte einen Erben haben, und wenn sie kein Kind bekäme, wollte er ein fremdes annehmen.

Er that es aber nicht; das Reden davon ließ er hingegen nicht; jeden Tag, jede Stunde ging er hinter ihr her: ‚Ich will einen Erben annehmen.' Daß das bereits der beginnende Wahnsinn war, merkte ich damals noch nicht.

Nun war da der Baron v. Hesselrode, sein Vetter, der oft mit seiner jungen Frau meine Herrschaft besuchte, dem sprach er auch immerfort von dem Erben, und ich sah zuweilen, wie der so sonderbar unseren Herrn anguckte. Da sagte eines Tages meine liebe, gnädige Frau zu mir: ‚Line, Du sollst, wenn mein Mann kommt, nicht mehr weggehen; setze Dich mit Deiner Naharbeit in's Kabinett und bleibe da.' Und als ich sie darauf ansah, warum sie mich bei sich behalten wollte, da faßte sie mich um den Hals und weinte zum Herzbrechen. Aber sie sagte nichts.— Nun, ich that natürlich nach ihrem Willen, und der Freiherr sah mich auch da sitzen im Nebenzimmer, aber er schickte mich nicht weg, sondern sprach, als ob ich gar nicht da wäre. Und richtig ging es wieder an: er wollte einen kleinen Jungen annehmen. Da sagte die Frau, was wir vorher ausgemacht hatten, dann sollte er doch den Hesselroder bitten, daß der ihm seinen Jüngsten gäbe. Der war damals eben geboren und ist nachher, als die Frau Baronin bald darauf starb, auch gestorben. Nun stellen Sie sich vor: kaum hat meine arme gnädige Frau das Wort gesagt, so springt der Freiherr auf und brüllt und tobt und stößt einen Stuhl auf den Fußboden, daß er zerbricht. Und was sagt er: ‚Schamloses Weib!' schreit er sie an und klagt sie dann an, daß sie ein Auge auf den Hesselroder Vetter hätte. Ach, sie war so erschrocken! Und ich erst, ich wußte nicht, was ich ihm wohl hätte anthun mögen! Aber er mochte es wohl selbst schon einmal einsehen haben, welch' schändliches Unrecht er seiner Frau anthat, denn auf einmal lag er auf den Knieen vor ihr und hielt ihre Hände, und bat ganz beweglich, sie solle ihm doch nicht böse sein. Und dann weinten sie Beide, und ich schlich mich fort."

„Die Aermste! Aber was hat das mit meinem Prozeß zu thun, Frau Dreves?" murmelte Helia.

Die ehemalige Kammerfrau hörte nicht auf sie, sondern sprach weiter: „Der Freiherr war nachher eine ganze Zeit besser und sanftmüthiger, und als die arme junge Frau auf der Hesselrodeburg dann starb, und das Kind gleich hinter ihr her, da fuhren meine Herrschaften sofort hinüber und blieben da bis nach dem Begräbniß, und meine liebe Gnädige erzählte mir dann mit heißen Thränen, wie der Wittwer sich vor Herzeleid gar keinen Rath wüßte. Der kam nun Sonntags allemal zu meiner Herrschaft zum Mittag, und unser Herr ging mit ihm jagen, und sie waren ganz gute Freunde. Da, es mochte wohl ein halbes Jahr nach dem Tode der Frau v. Hesselrode verstrichen sein, und sie saßen Abends alle Drei ganz vergnügt zusammen, da höre ich im Vorzimmer, daß drinnen im Salon ein schreckliches Klirren und Lärmen und Krachen losgeht; meine liebe Herrin schreit auf, der Freiherr flucht und tobt, und als ich hereinstürze, sehe ich, wie der Hesselroder Baron sich schützend vor meine Gnädige gestellt hat, den Freiherrn festhält und ruft: ‚Bist Du denn toll, Questenhorst, was ficht Dich an—?' Und der! Er war ganz schrecklich anzusehen mit seinen starren Augen und ganz heiser fuhr er: ‚Ihr betrügt mich! Ihr habt euch verbündet gegen mich! Ihr habt Euch die Hände gereicht!'

Ich war froh, als ich meine arme Frau nur erst hinter fest verriegelter Thür in der Kammer hatte. Und da weinte sie, als sollte ihr gleich das Herz brechen und erzählte mir, der Freiherr spreche jetzt wieder oft so wunderliches Zeug, und neulich hätte der Baron v. Hesselrode zu ihr gesagt: ‚Dein Mann wird immer fahriger, Base, er fängt hundert Gespräche an und von jedem springt er ab, keines führt er fort, ich weiß gar nicht, was mit ihm ist! Man sollte doch einmal einen Arzt zu Rathe ziehen.'

‚Er ist vor Eifersucht verrückt!' sagte ich, aber da fiel sie mir mit beiden Armen um den Hals und rief: ‚Du weißt es, Du weißt es, daß kein Gedanke in meinem Herzen ist an den Vetter, noch sonst an einen anderen Mann!'—Ach, wie sie weinte! Wie sie zitterte vor Empörung und Zorn und bitterlichem Herzeleid.

Den anderen Tag versöhnte sie sich doch wieder mit ihrem Mann, und es ging wieder eine Weile besser. Der Baron v. Hesselrode kam nicht mehr. Dann machten meine Herrschaften eine Reise in die Residenz, ich brauchte nicht mit; und als sie wiederkamen, sah die gnädige Frau aus wie eine Leiche und nahm mich gleich mit in ihre Stube, und ich mußte die Thür schließen, und da erzählte sie mir, daß ihr Mann im Gasthofe an der Mittagstafel sich so schlimm geberdet habe, wie nie zuvor. Es habe allgemeines Aufsehen gegeben. Und Alles, was sie mir sagte, war so sonderbar, daß ich gar nicht wußte, was ich davon denken sollte; als ich aber dann dem gnädigen Herrn nachher begegnete, war er so freundlich und sanftmüthig, und sprach so anständig, ich sollte immer gut gegen meine Herrin sein, daß ich denken mußte, lieb hätte er sie doch über die Maßen.

In den nächsten Tagen bekam meine liebe Gnädige einen Brief vom Baron Hesselrode und darin schrieb er, seine Freunde hätten ihm erzählt, was an der Wirthstafel passirt sei, und er finge doch an, sich ernstlich zu beunruhigen um seinen Vetter; er wolle sich mit ihm versöhnen und dann einen geschickten Arzt mitbringen zu uns nach Ordabrunn.

Die Gnädige wußte nicht recht, was sie thun sollte, aber ich redete ihr eifrig zu, und so schrieb sie ihm wieder, und dann schrieb er nochmals, und sie auch, und so kam es, daß sie sich verabredeten wegen des Arztes.

Von nun an kam der Baron wieder zu uns, und es ging auch Alles gut. Der Arzt hatte nichts als eine starke Nervenaufregung bei meinem Herrn gefunden. Da stürzt eines Morgens die Gnädige kreideweiß zu mir herein und ruft mir ganz bebend zu, der Freiherr hätte sich drei Röcke übereinander angezogen und seinen Reisesack gepackt und säße oben auf dem Ofen.

‚Er ist wahnsinnig!' rief ich sofort.

Als ich dann mit der Gnädigen in seine Stube trat, sagte ich—das hatte ich nämlich just gesehen, als wir über den Gang liefen—: ‚Gnädiger Herr, der Gerichtsvogt ist da, er will Ihnen gewiß die Gelder bringen von den Grasverkäufen, und die können Sie dann gleich mitnehmen.'

Wie ich so aus mir selbst die Klugheit hatte, so zu reden, begreife ich noch heute nicht; er kam sofort herunter von dem riesigen altmodischen Kachelofen, und da trat schon der Diener ein und meldete den Gerichtsvogt. Und was meinen Sie? Der Freiherr war so vernünftig wie jeder andere Mensch. Aber in derselben Nacht gegen zwölf Uhr, als ich aus meiner Kammer trat und frisches Trinkwasser für meine Gnädige holen wollte, wie ich immer that, ehe ich mich in's Bett legte, wen sah ich vor unserer Kammerthür? Den Freiherrn! Auf den Knieen, das Auge am Schlüsselloch, und neben sich seinen blanken Offiziersdegen!

Als er mich erblickte, sprang er auf und lief weg, es sah aus, wie wenn ein wildes Thier entflieht. In meiner Aufregung erzählte ich meiner Gnädigen, was ich gesehen und beredete sie, in selbiger Nacht noch an den Baron Hesselrode zu schreiben, denn mich dünkte, sie sei ihres Lebens nicht mehr sicher.

Den anderen Tag war aber der Freiherr wieder ganz vernünftig, nur schien mir, als ob er an mir immer scheu vorbeisehe. Vom Baron Hesselrode hörten wir mehrere Tage nichts, dann auf einmal—unser Freiherr war auf die Jagd gegangen—sah ich ihn bei meiner Freifrau eintreten, ganz still und heimlich; er sagte, es habe ihn Niemand gesehen, und er wolle auch heimlich wieder fort. Er zog einen Brief heraus, der wäre von einem der berühmtesten Irrenärzte, sagte er, und dann schickte er mich hinaus.

Es war mir ganz sonderbar zu Muthe; der Baron sah so eigen aus, nicht zum ersten Mal kam mir der Verdacht, daß er meine Gnädige doch in aller Heimlichkeit schrecklich lieb habe. Und sie war so arglos und dachte an Alles in der Welt eher, als an dies.

Ich ging also hinaus wie er befohlen hatte, aber sofort zog ich meine leichtesten Pantoffeln an und schlich mich auf die andere Seite von meiner Gnädigen ihrer Stube."

„Sie horchten?"

„Ja, Fräulein v. Wichardt! Ich hab's auch nie bereut!"

„Und dann?"

„Er las ihr einen Brief vor. Darin stand, daß Alles, was meine Gnädige geschrieben, deutlich und unverkennbar auf Wahnsinn hinweise, daß aber offenbar längere Zwischenräume von geistiger Klarheit bis jetzt über den Zustand des Kranken getäuscht hätten. Da schluchzte mein armes Lamm plötzlich so recht bitterlich auf, und dann horch ich, wie der Baron ruft: ‚Weine nicht, ich ertrag' es nicht! O, Ida, Ida, es ist mehr, als ein Mann aushalten kann!' Und sie stößt einen unterdrückten Ton aus, wie im heftigen Schrecken. Er aber ruft: ‚Ich liebe Dich wie ein Wahnsinniger, Ida! Du ahnst es nicht, Du ahnst nicht, was es heißt, Dich schweigend so leiden zu sehen!'

Und [illegible] „Sprich nicht weiter, Vetter, ich verbiete es Dir!" [illegible]

Da [illegible] aus und taumelt. Ich stürze in's Zimmer, der Baron und ich springen zu, halten sie in den Armen; sie blutet, ihre Hand, die sie auf das Herz gepreßt hat, ist blutig. Sie bewegt nur noch die Lippen, und dann zieht es wie eine weiße Wolke über ihr liebes, holdes Gesicht und sie seufzt leise und—"

„Und stirbt!" sagte erschüttert Helia, da die Dreves, an allen Gliedern bebend, schwieg.

„Ja, sie war todt; ihr Mann hatte sie erschossen. Und dann kam er herein gelaufen und sah sie in unseren Armen liegen; er war ganz ruhig, ganz still, gerade als ob Alles so recht sei. Er sah seine todte Frau an, als triumphire er noch."

„Und der Andere—der Baron?"

„Der sah den Wahnsinn in des Mörders Augen so gut wie ich; er warf ihm schreckliche Worte zu, aber der Freiherr sah immer nur ganz stumm auf die Todte und hörte auf nichts. Da schlug der Baron sich mit beiden geballten Händen vor die Brust und schluchzte jammervoll auf: ‚Du Theure, Du Schuldlose, vergib mir!' und küßte die Hände der armen Gnädigen. Aber als dann die Leute herein kamen, war er fort; sie sagten nachher, er hatte sich wie ein Rasender auf sein Pferd geworfen und sei vom Hofe gejagt."

„Und der Freiherr sagte ihm nichts? Tobte nicht?"

„Nein, es war gerade als sähe er seinen Vetter gar nicht. Ueberhaupt konnte in den Tagen kein Mensch sagen, daß er etwas that, was geradezu verrückt war; ich wußte selbst nie recht, was ich denken sollte. Er bekümmerte sich um nichts, betrauerte aber auch sein unglückliches Opfer nicht. Dabei that er ganz verzweiflungsvoll vor dem Gericht; er habe auf einen fliegenden Vogel geschossen, aber nicht auf seine liebe Frau. Und einen unglücklichen Zufall nahm denn auch das Gericht an. Der Freiherr blieb ungekränkt; an das Gerede der Leute kehrte er sich nicht. Dem Baron verbot er sein Haus in Briefen, die er seinen Advokaten schreiben ließ. Doktor Reutler kam erst später, als Jener todt war, an die Verwaltung. Auch ließ er dem Baron durch allerlei Menschen die gröbsten Beschimpfungen sagen. Und dann machte er sein Testament und erzählte Allen, die es hören wollten, sein Hesselroder Vetter bekäme keinen Pfennig. Aber nie sagte er weiter, was er dachte.

Ich hatte eigentlich im Schlosse nichts mehr zu thun, doch der Freiherr ließ mich nicht fort; ich war die Einzige, der er euch noch zuweilen folgte, und wenn ich ihm immer wieder erzählte, wie rein und tugendhaft seine Gemahlin gewesen sei, dann lachte er und tanzte vor mir herum. ‚Ich habe sie in Sicherheit gebracht! Sie wäre mir doch sonst nicht treu geblieben!'—Nach und nach sahen es die Leute denn ein, daß er wirklich verrückt war, und eines Tages, als er wieder Alles zerschlug und auf den Kutscher schoß, der ihn besänftigen wollte, da holten sie ihn mit allerlei List in die Anstalt; erst nur auf kurze Zeit, sagten sie, dann hieß es aber bald, der gnädige Herr sei unheilbar. Und dann wurden alle Diener entlassen, das Land verpachtet, das Schloß zugeschlossen, und ich konnte gehen, wohin ich wollte. Man gab mir nichts, als meinen rückständigen Lohn und das Bild, welches der Herr mir auf meine Bitte schon früher geschenkt hatte. Ich hatte den Baron v. Hesselrode seit jenem schrecklichen Tage nicht wieder gesehen. Da schrieb er mir einen Brief, ich möchte doch Beschließerin bei ihm werden, und Alles, was in dem Briefe stand, klang so zum Sterben traurig und so voll Jammer um meine liebe, arme Gnädige, mich selber aber verlangte so sehr, daß ich mit einer Seele sprechen konnte von der Seligen, kurz, ich zog zu ihm. Meines neuen Herrn Gemüth war durch den schrecklichen Vorfall, den er indirekt veranlaßt hatte, ganz verdüstert. Und das wurde immer schlimmer; mit seinem Vermögen stand es auch schlecht; kurz eines Tages hatte er sich erschossen, das Gericht versiegelte Alles, und dann kamen die wilden Jungen, die keine Seele gehabt hatten, welche sich um sie kümmerte, in eine Pension, und ich zog zur Frau Ostermann, die nun auch schon lange todt ist. Ich habe nichts bekommen, als meinen Lohn, von der einen, wie von der anderen Herrschaft, aber ich beerbte eine alte Verwandte und hatte so zum Leben genug, als die alte Frau Ostermann starb."

„Aber Sie wollten mir ja etwas sagen von Briefen und Papieren?" rief Helia, als die Dreves ganz ermattet zusammen sank.

Diese fuhr auf, über ihr Gesicht, das die Spuren der größten Ermüdung trug, flog der Ausdruck einer qualvollen Angst.

„Die Briefe, ja! Die unglückseligen Briefe. Hören Sie, gnädiges Fräulein: Als ich von der Hesselrodeburg wegzog, da habe ich für's Gericht Alles mit aufgeschrieben und das Inventar gemacht. In des Freiherrn Stube stand der Kasten, er hatte ihn mir 'mal gezeigt und gesagt: ‚Die Briefe Idas sind mein Heiligthum!' Und dann lachte er so bitterträurig und setzte hinzu: ‚Kein Wort von Liebe steht darin, und doch sind sie mein einziges Glück, denn ich seh' daraus, daß sie mir vertraute wie ihrem besten Freunde!'

Den Kasten nahm ich heimlich an mich! Was gingen die Briefe das Gericht an? Und Keiner hat jemals darnach gefragt. Ich aber habe sie wohl hundertmal gelesen—alle, und den Brief von dem berühmten Doktor hatte er dabei gelegt und ein feines Spitzentüchlein von ihr und sein Taschentuch, womit er ihr Blut hatte stillen wollen."

„Und diese Briefe—?" rief Helia.

(Fortsetzung folgt.)

Ein originelles Hochzeitsgeschenk! Die Prima Ballerina der Mailänder Scala, Fräulein [illegible] Zucchi, hat sich in Petersburg mit dem [illegible] vermählt und der Bühne für immer [illegible]. [illegible] der Hochzeit haben die Freunde des Bräutigams [illegible] Tänzerin [illegible] Form von [illegible].

In Chicago sollen jetzt täglich [illegible] Menschen per Eisenbahn ankommen und abfahren.

A. B. C.

BOHEMIAN BEER

ist das schönste Bier, das je in Nebraska in den Handel gekommen und wird gegenwärtig von der

Lincoln Liquor & Cigar Company,

(Grütter Block, nördliche 14. Straße, gegenüber dem Lansing Theater)

geführt. Dieses Gebräu hat nicht nur eine Farbe, die mit dem besten Champagner und dem feinsten Rheinwein sich messen darf, sondern ist auch von Gerste und Hopfen erster Qualität hergestellt worden, so daß dieses von der **A. B. C.** herrührende sogen. **Bohemian Beer** unstreitig alle anderen sowohl an Reinheit, Geschmack, wie in gesundheitlicher Beziehung himmelhoch überragt. Dieses einzig in seiner Art dastehende Getränk wird in Kisten sorgfältig verpackt „frei" nach allen Theilen der Stadt versandt. Bestellungen wolle das verehrl. Publikum an die Office der

Lincoln Liquor & Cigar Company,

(nördl. 14. Straße, Grütter Block, gegenüber dem Lansing Theater)

senden.

HENRY BRUSE,

Händler in

Holz u. Kohlen

und Engroshändler in

Heu und Futter.

Telephon 515. 146—48 F Straße.

Lincoln, Neb.

Deutsche Wirthschaft

800 O Straße.

Ecke 8. und O Straße. (Früher „Henry Haus.")

Hauptniederlage für Fred. Krug's Lagerbier.

Die besten Getränke und die feinsten Cigarren stets an Hand.

Joseph Würzburg,

Deutscher Advokat und Notar.

No. 1019 O Straße, Zimmer No 8.

LINCOLN, NEBRASKA.

Henry A. Fricke,

—Plattdütsche—

Contractor un Bumeister.

All Arbeiten warn garantert.

Vernünftige Priese warn berekent.

Werkstatt süd-west Eck von M un 10. Strat.

Lincoln, Nebraska.

ALBERT S. RITCHIE,

Deutscher Advokat,

409—410 Karbach Block, Omaha, Neb.

Land billig zu verkaufen!

80 Acker, 6 Meilen von hier, $3000.
160 Acker, 10 Meilen von hier, $5000.
1000 Acker, in Cheyenne Co., unter günstigen Bedingungen.
40 Acker, 9 Meilen von hier, $8000.

G. A. Hagensick

921 O Straße, Lincoln, Neb.

Ein verfehltes Leben ist eine Ehe ohne Kinder!

Wie man [illegible] abgeholfen werden kann, zeigt der „**Rettungs-Anker,**" ein deutsches Buch mit [illegible]. **Junge Leute,** [illegible] **Jugendsünden** und **Geschlechtskrankheiten,** [illegible] **glückliche Ehe** und **frohe Zukunft verlangt** [illegible] **nebst unübertrefflichen Rathschlägen** [illegible] „**Drum prüfe wer sich ewig bindet,**" [illegible]

DEUTSCHES HEIL-INSTITUT,
No. 11 Clinton Place, New York, N. Y.

Der „Rettungs-Anker" ist auch zu haben in Omaha bei [illegible], 414 [illegible] 10. Str.

* Dr. [illegible], welcher als Zahnarzt im Westen [illegible] [illegible]

† Die [illegible] „[illegible]" [illegible] [illegible]

[illegible] Depot
Ecke 8. und O Straße